

Text: **Clara Henning**
Foto: **Judith Kreuzberg**

Nach der Flucht

Zwei ukrainische Frauen werden Nachbarinnen in Bremen.

Was heißt es, einen Krieg aus der Ferne zu erleben?

Sie wissen auf den Tag genau, wann sie in Bremen angekommen sind. Nina mit ihren drei EnkelInnen Jaroslav, Daria und Mira aus Kiew am 4. April, Olena mit ihrer Tochter Maria aus Dnipro am 12. Juni 2022. Sie kannten sich vorher nicht, haben sich erst hier in einem Sprachcafé kennengelernt. Inzwischen sind sie fast Nachbarinnen, unweit des Helene-Kaisen-Wegs. Nina ist Rentnerin, 74 Jahre alt, und lebt in einer Einliegerwohnung bei einem Paar, das sie im Alltag unterstützt, besonders bei der Kommunikation mit Behörden.

„Dieses Warten, Warten, Warten. Das macht mich wahnsinnig“, sagt die 34-jährige Olena: „So in der Schwebe zu sein. Die Nachrichten zu verfolgen, Tag für Tag, direkt morgens im Bett, obwohl ich mir eigentlich vorgenommen hatte, das Handy im Bett nicht zu benutzen. Manchmal kann ich es nicht glauben, dass das mein Leben sein soll.“

Vergangenes Jahr flohen über eine Million UkrainerInnen nach Deutschland. Davon sind 70 Prozent Frauen, die überwiegend ohne PartnerInnen nach Deutschland gekommen sind. Rund 353.000 sind Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren.

Nina deutet auf ein Plakat, das vor einem Café an einer Wand hängt: Vivaldi-Konzert in der Glocke am 25. Dezember. „Da war ich, das war toll! Ich habe früher Klavier gelernt, aber viel zu lange nicht gespielt. Am liebsten würde ich jeden Tag ins Konzert gehen.“ Früher war sie Designerin, seit zehn Jahren ist sie in Rente. Vor der Flucht lebte sie allein, jetzt ist sie für ihre EnkelInnen zuständig: „Das ist jetzt der Sinn meines Lebens.“

Die junge Mutter Olena lässt sich Zeit nachzudenken, bevor sie auf eine Frage antwortet. Sie bemüht sich um die richtigen Worte, sitzt aufrecht. Da ist die Gastfreundschaft, die sie erlebt. „Bremen ist wunderschön, ich mag es hier sehr. Wir haben so herzliche Menschen kennengelernt.“ Da ist gleichzeitig: die Unfassbarkeit des Krieges. Die Ungewissheit, wie lange dieser Krieg dauern wird, die beiden Frauen stellen sich auf Jahre ein. Seit fast

einem Jahr hat Olena ihren Ehemann Stanislav nicht gesehen. „Ich entscheide jetzt alles alleine. Das ist hart, manchmal. Aber ich verstehe, warum es so sein muss. Es ist notwendig, dass ich mit meiner Tochter hier bin. Wie soll ich das erklären ... es ist das Fundament, auf dem ich stehe.“

Wie drei Viertel der geflüchteten UkrainerInnen in Deutschland leben auch Olena und Nina in privaten Wohnungen.

„Ich entscheide jetzt alles alleine. Das ist hart, manchmal. Aber ich verstehe, warum es so sein muss.“

Vor der Flucht hatte Olena sich nie vorstellen können, in einer WG zu leben. Jetzt wohnt sie bei Astrid, mit der sie sich nicht nur eine Küche und ein Bad teilt: „Sie hilft mir, mich selbst zu fühlen. Sie erinnert mich daran, dass ich nicht jeden Tag stark sein muss, dass ich mich um mich selbst kümmern muss. Manchmal kochen wir zusammen. Manchmal hütet sie meine Tochter, damit ich zum Yoga gehen kann. Sie gibt mir das Gefühl, sicher zu sein. Wir haben eine sehr gute Verbindung, trotz der Sprachbarriere. Sie hilft mir sehr.“ Als Olena vor einer Weile überlegte, sich eine eigene Wohnung zu suchen, um Astrid zu entlasten, bittet diese sie, doch zu bleiben.

Ich frage Nina, wie sie sich ihren Alltag hier in Bremen wünscht. Alles an dieser Frage fühlt sich falsch an, ihr kommen die Tränen. „Ich will hier nicht sein, ich will keinen Alltag hier haben müs-



sen. Eigentlich will ich nur zurück, die ganze Zeit. Und doch weiß ich, dass mein Leben dort, wie ich es geführt habe, nicht mehr existiert. Es ist eine Illusion.“ Es gibt keine verlässliche Elektrizität und Heizung mehr. Das Funknetz ist instabil, oft können sie dort über Stunden niemanden erreichen.

Nach dem Integrationskurs ist Olena müde, sie konnte sich nicht konzentrieren. Seit einer Woche hat sie einen Platz. Ihr Blick geht in die Ferne. Oft greift sie zum Handy, tippt eine kurze Nachricht. „Manchmal will ich mein Telefon in die Ecke pfeffern und kann einfach nicht mehr. Aber ich versuche mit aller Kraft, einfach hier zu sein. Beziehungen aufzubauen, hier anzukommen, das ist so wichtig. Mich um meine Tochter zu kümmern, Deutsch zu lernen, damit ich hier irgendwann arbeiten kann.“

Manchmal läuft Olena nach dem Unterricht aus Arsten zurück in die Neustadt, am Wasser entlang. Dann telefoniert sie mit Stanislav, der gleichzeitig am Fluss Dnipro spaziert. Sie kämpft gegen die Ohnmacht. In Dnipro verkaufte Olena mit ihrem kleinen Unternehmen handgefertigte Einrichtungsgegenstände. Da diese sich wegen des Krieges nicht mehr verkaufen und sie in Deutschland keine Genehmigung bekommt, versucht sie über eine Onlineplattform Umsatz zu machen und

den Gewinn an ihre Angestellten, die noch in der Ukraine sind, auszuzahlen. „Meine Mission ist es, denen zu helfen, die geblieben sind. So viele sind arbeitslos geworden.“

Nina und Olena unternehmen viel, auch gemeinsam mit anderen ukrainischen Familien: montags der Theaterkurs für die Mädchen. Sonntags manchmal in die Kirche. Und sie gehen gerne Bouldern, denn Ninas ältester Enkel Jaroslav, 18 Jahre alt, ist in Kiew Kletterlehrer gewesen. Jetzt hat er einen Platz im Integrationskurs und an der Universität Bremen. Wenn der Krieg vorbei ist, könnte er das Studium in der Ukraine nahtlos fortführen.

Für Olena und Nina bleibt die Zukunft ungewiss. Wenn der Krieg vorbei ist, wollen sie lieber nicht so schnell zurück.

Clara Henning berührt die Solidarität in den Erzählungen der geflüchteten Frauen.

Judith Kreuzberg sagt дякую für die Offenheit und das Teilen der Geschichte.